

Die Armut steckt tief im Fett des Speckgürtels

Der Verein Phari verteilt im Unterbaselbiet Lebensmittel und Kleider an Menschen, die wenig Geld haben. Der Bedarf ist gross – die Scham, sich als arm zu outen, ebenfalls.

VON MICHEL ECKLIN (TEXT) UND JURI JUNKOV (FOTOS)



Die 30-Jährige ist auffallend modisch gekleidet. «Nie hätte ich gedacht, dass ich es nötig haben würde, mir helfen zu lassen», sagt sie. «Bis vor einem Jahr ging es mir und

meinem Ex-Partner gut, wir waren guter Mittelstand.» Die Therwilerin hatte eine gute Stelle in einem Spital. Doch dann wurde sie krank, sie trennte sich von ihrem Freund. Eine Invalidenrente wird derzeit abgeklärt. Mit der Sozialhilfe als Überbrückung kommt sie mehr schlecht als recht durch und sagt: «Jetzt merke ich, was ich früher alles hatte und dass das alles nicht selbstverständlich war.»

Vor drei Monaten hat sie den Schritt zum Verein Phari gewagt. Hier, in einem unscheinbaren Wohnblock in Therwil, gibt es für arme Menschen aus dem Leimental jede Woche eine grosse Papiertüte: Drin sind Grundnahrungsmittel wie Teigwaren, Glaskonserven und Dosen, aber auch frische Früchte und Gemüse, Konfitüre, Kaffee und Schokolade.

Die Therwilerin, die wie alle hier ihren Namen nicht angeben will, ist froh über den materiellen Zustupf. Denn sie weiss: Alles nicht Vorhergesehene kann sie finanziell aus der Bahn werfen. So hat sie Angst, einen ihrer Hunde zum Tierarzt bringen zu müssen. Und dass sie vielleicht mal zum Zahnarzt muss, daran will sie lieber gar nicht denken: «Die Rechnung könnte ich ganz sicher nicht bezahlen.»

Hier beim Verein Phari erhält sie neben den Esswaren auch Hygieneprodukte und darf sich Kleider aussuchen. «Und vor allem nimmt man sich hier Zeit für uns, es ist keine Massenabfertigung.» Denn das ist das Konzept von Phari: Nicht nur die materielle Not wird gelindert. «Wir wollen einen Ort bieten, an dem sich die armen Menschen wohlfühlen», sagt Gabi Huber,

die den Verein zusammen mit Brigitte Marques 2015 gegründet hat. Deshalb haben die beiden den Raum gemütlich eingerichtet. Es gibt gratis Kaffee oder Tee, Sandwiches oder süsse Weggli für alle. Die Atmosphäre ist ausgelassen, der Lärmpegel hoch.

Wer will, erhält Beratung und wird an Fachleute verwiesen. Der Verein finanziert auch mal eine Weiterbildung oder eine Winterjacke, damit ein Kind ins Lager gehen kann, und hilft bei der Wohnungssuche – gerade Letzteres ist im Leimental nicht einfach. «Sachen, die für die meisten Menschen alltäglich sind, sind es für Arme nicht», sagt Huber. Das bestätigt eine Bottmingerin mittleren Alters, auch sie ist chic angezogen. Sie brauche eigentlich keine neuen Kleider, sagt sie. «Aber vielleicht finde ich heute doch noch was Schönes, an dem ich Freude habe.»

Shopping in normalen Läden liegt für sie nämlich nicht drin. Seitdem die Miete ihrer Genossenschaftswohnung um 350 Franken stieg, ist sie finanziell am Anschlag. Deshalb besucht sie immer wieder Kleiderbörsen, etwa diejenigen der Kirchen im Leimental. «Meine halbe Garderobe kommt von dort», sagt sie. Bei Phari hat sie jetzt einen Pulli gefunden und nimmt auch gerne eine Tüte voller Lebensmittel für sich und ihren Sohn mit. Wie viele, die zum Verein Phari kommen, ist sie alleinerziehend.

Senioren hungern lieber

Zielgruppe von Phari sind einerseits Menschen, die Sozialhilfe beziehen, damit aber kaum durch kommen; andererseits Working Poor. «Viele haben zwar Arbeit, aber ihr Lohn reicht einfach nicht», sagt Huber. Manche Eltern gäben alles für ihre Kinder aus, und dann bleibe für sie selber nichts mehr übrig. Oder sie stünden nach einer Scheidung vor dem Nichts. Wö-

«Wenn die Armen zu uns kommen, haben sie den ersten Schritt schon getan, um sich helfen zu lassen.»

GABI HUBER
CO-LEITERIN DES VEREINS PHARI

50

Tüten mit Lebensmitteln und Hygieneprodukten verteilt der Verein Phari jede Woche an Bedürftige aus dem Leimental.

chentlich gehen bei Phari über 50 Tüten an Hilfsbedürftige aus dem Leimental. Dieser Teil des Baselbiets gilt nicht gerade als Armenhaus. Doch der Verein könnte mehr Tüten abgeben als bisher, der Bedarf wäre da. «Wir müssen derzeit leider Leute abweisen», sagt Marques.

Das soll sich bald ändern, wenn der Verein in grössere Räumlichkeiten in Therwil umzieht und im März eine Abgabestelle für Lebensmittel in Reinach öffnet. In Basel gebe es einige vergleichbare Einrichtungen, sagt Marques, und Kleidertauschbörsen gebe es in den Baselbieter Gemeinden auch. «Aber ansonsten sind wir im Baselbiet einzigartig», sagt Huber. «Dabei gibt es auch bei uns viel Armut. In Reinach ist das ganz sicher nicht anders als im Leimental.» Doch Huber und Marques stossen immer wieder auf eine Schwierigkeit: Die Armut ist versteckt, die Betroffenen versuchen sie nicht zu zeigen.

«Wenn sie zu uns kommen, haben sie den ersten Schritt schon getan, um sich helfen zu lassen», sagt Huber. Jetzt hoffen die beiden, dass sich die neue Abgabestelle in Reinach herumspricht und die armen Menschen auch wirklich kommen. Vor allem Senioren hätten viel Scham, stellen sie immer wieder fest. «Manche hungern lieber, als dass sie Unterstützung beanspruchen», sagt Huber. «Dabei ist die Altersarmut bei uns sehr gross.»

Zum ersten Mal bei Phari ist eine Mutter, die ihren fast erwachsenen Sohn mitgebracht hat. Nervös schaut sie, wie eine Helferin zwei Tüten für sie füllt. Es ist ihr offensichtlich unangenehm. Ob sie Kaffee oder Tee lieber habe, wird sie gefragt. Dass man sie nach solchen Wünschen fragt, das ist sie nicht gewöhnt. «Früchte-tee, bitte», sagt sie dann – und lächelt schüchtern. Ihr Sohn blickt in die Tüten. «Dürfen wir das wirklich alles mitneh-

men?», fragt er ungläubig, «einfach so?» Später wird die Mutter aufgrund ihrer Steuererklärung dem Verein Phari darlegen müssen, dass sie die Hilfe auch wirklich nötig hat. Erst dann erhält sie eine Karte, die sie vorweisen muss, wenn sie Lebensmittel oder Kleider beziehen will.

Denn Huber und Marques legen Wert auf klare Strukturen. Huber arbeitet in einem Sekretariat, Marques führt ein Malergeschäft und sagt: «Wir funktionieren wie ein kleines KMU.» Der Verein beansprucht die beiden je zu etwa 30 Prozent. Auf die Idee für Phari – lateinisch für «Leuchtturm» – kamen sie, als sie in ihrem Umfeld arme Menschen sahen. «Uns war es wichtig, möglichst unbürokratisch Hilfe anzubieten», sagt Marques.

Gar kein Geld auf sich

Die Esswaren, die der Verein verteilt, werden hauptsächlich von der Schweizer Tafel geliefert. Der Rest, auch die Kleider, ist gespendet, von Einzelpersonen oder von Firmen. Auch von Gemeinden und Kirchen kommt Geld. Der grösste Posten, den der Verein decken muss, ist die Raummiete. «2019 ist gedeckt», sagt Huber. «Wie wir das Jahr 2020 finanzieren, wissen wir aber noch nicht.» Auch die Bezüger müssen ihren Anteil an der Finanzierung des Vereins leisten. Pauschal zahlt jeder pro Woche zwei Franken, gewisse Kleidungsstücke kosten zusätzlich.

Für manche ist sogar das zu viel, so auch für die Mutter, die einen Wintermantel mitnehmen möchte. «Zwei Franken bitte», kriegt sie zu hören. Sie murmelt verlegen: «Kein Geld.» Den Mantel darf sie trotzdem mitnehmen. «Sie wird einfach das nächste Mal zahlen», sagt Huber. Für sie ist die Frau kein Einzelfall: «Manche Leute haben am Ende des Monats gar nichts mehr übrig, das ist bei uns der ganz normale Alltag.»

Der Verein Phari
bietet in Therwil
ein Stück Geborgenheit für Arme.



Gabi Huber (rechts) und Brigitte Marques (2. v. r.) führen ein Kärtchensystem, mit dem sie festhalten, wer Anrecht auf Unterstützung hat.



Wer am Existenzminimum lebt, kann nicht shoppen gehen. Bei Phari gibt es eine breite Auswahl an Secondhand-Kleidern, fast oder ganz umsonst.

Sozialhilfe im Kreuzfeuer der Politik

Die Sozialhilfe gerät immer mehr unter Druck. Vergangenes Jahr hat der Baselbieter Landrat einen Vorstoss von Peter Riebli (SVP) überwiesen, der fordert, den Grundbetrag der Sozialhilfe um 30 Prozent zu kürzen. Nur wer den Anforderungen der Sozialbehörden folgt, soll den bisherigen Betrag erhalten. Auch in anderen Kantonen laufen Bestrebungen, die Sozial-

hilfe pauschal zu kürzen. Hintergrund ist, dass die Sozialhilfekosten die Gemeinden immer stärker belasten. Vorgeprescht ist letztes Jahr Bern, wo Bedürftige 8 bis 15 Prozent weniger erhalten. In die entgegengesetzte Richtung zielt die Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe (Skos), die Richtlinien für die Bemessung von Sozialhilfeleistungen heraus-

gibt. Bereits der aktuelle Grundbedarf reiche nur knapp aus, um eine menschenwürdige Existenz zu sichern, so das Ergebnis einer Skos-Studie. Bei einer Kürzung um 30 Prozent erhielten Bedürftige für Lebensmittel noch 5 Franken pro Tag. Davon könne man sich nicht mehr ausreichend und gesund ernähren. Die Kürzungen seien deshalb verantwortungslos.

«Auf dem Land fühlen sich Arme exponiert»

Laut dem Armutsforscher Ueli Mäder gibt es auf dem Land nicht weniger Arme als in der Stadt. Aber sie sind weniger sichtbar.

VON MICHEL ECKLIN

Herr Mäder, was weiss man über Armut in Agglomerationsgemeinden? Ist das in der Schweiz wissenschaftlich untersucht worden?

Ueli Mäder: Man weiss jedenfalls genug, um mehr gegen Armut zu tun, als derzeit gemacht wird. Generell konzentriert sich die Armutsforschung aber schon auf die Städte. Land und Agglomeration sind etwas vernachlässigt.

Kann man trotz der mangelhaften Forschung sagen, wie Armut in den Agglomerationsgürteln aussieht?

Soziale Beziehungen sind in der Agglomeration weniger anonym. Einerseits sagt dann schneller mal ein Nachbar: «Ich lade Dich ein.» Andererseits kann das dazu führen, dass sich Armutsbetroffene rasch exponiert fühlen. Das macht es schwieriger, sich zu outen. Man fühlt sich quasi ertappt und zögert, beim Nachbarn anzuklopfen, wenn man etwas braucht. Man wartet länger, um Hilfe zu beanspruchen, und tut auch mehr, um sich zu verstecken. Zudem gibt es auf dem Land weniger soziale Institutionen, die sich um Arme kümmern. Das erhöht die Schwellenangst davor, sich Hilfe zu suchen.

Gibt es in den Agglomerationen weniger Armut als in der Stadt? Das würde erklären, warum es dort weniger solche soziale Institutionen gibt.

In der Tendenz führen die Städte eine progressivere Sozialpolitik als Landgemeinden. Aber wenn man das damit erklärt, dass es in der Stadt mehr Armut gebe, habe ich meine Zweifel. Armut ist auf dem Land noch versteckter. Mehr als ein Drittel der alten Frauen leben nur von der AHV und von Ergänzungsleistungen, deren Mietzuschüsse auch im Baselbiet seit Jahren zu tief sind. Auf dem Land gibt es zudem höhere Mobilitätskosten.

Wandert die Armut derzeit Richtung Stadt oder Richtung Land?

Die Stadt war dem Land in der Demografie voraus. Der Wandel kommt jetzt auf dem Land verzögert. Die Vorortsgemeinden boomten mal und hatten viele jungen Menschen. Inzwischen gibt es auch dort immer mehr Ältere. Das wird die Armut auf dem Land nicht reduzieren. In die Stadt ziehen vor allem junge Menschen, wegen der Arbeit, und privilegierte Ältere, weil sie dann näher an Theater und Kino sind. Perspektivisch sehe ich eher eine allmähliche Nivellierung zwischen Stadt und Land.

Tolle Autos, grosse Villen, kaum Gettos: In den meist wohlhabenden Agglomerationen ist man umgeben von Wohlstand. Verstecken sich Arme dort vielleicht deswegen?

Armut findet in der Schweiz mitten in einer reichen Gesellschaft statt, und die hat ihre Symbole. Das macht es für Arme

Ueli Mäder



Der 67-Jährige war von 2005 bis 2016 Ordinarius für Soziologie an der Universität Basel. Er leitete mehrere Studien über Armut, unter anderem in Basel-Stadt, und forschte über Reichtum in der Schweiz. Er lebt in Rheinfelden.

schwierig. Es gibt auch viele Selbstverständlichkeiten, etwa dass man die Kinder in ein kostenpflichtiges Lager schickt oder in einem Verein Mitglied ist, schon nur, um einfach nur Fussball zu spielen. Wer den Franken zweimal umdrehen muss, nimmt die Kosten wahr, die das mit sich bringt.

Gibt es ausserhalb der Städte mehr private Organisationen wie den Verein Phari? Also private Initiativen, entstanden aus individuellem Mitgefühl für arme Menschen?

Ich staune manchmal, was in kleinen Gemeinden für Benachteiligte unternommen wird. Einzelpersonen tun viel, Reiche spenden, die Kirchen sind aktiv. Jede Privatinitiative ist gut. Aber ich sehe es als eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe an, dass finanziell jeder über die Runde kommt. Es ist ein Armutszeugnis, wenn private Organisationen die Kürzungen bei der Sozialhilfe oder der Invalidenversicherung ausgleichen müssen. Materielle Armut muss man strukturell bekämpfen.

Wollen die Gemeinden wissen, wie Armut bei ihnen aussieht? Allschwil zum Beispiel lehnte es 2014 ab, eine Armutsstudie durchzuführen.

Das ist sehr unterschiedlich. Einzelne versuchen, Daten aufzunehmen und gründlich auszuwerten, um Leiden und Kosten zu vermeiden. Es gibt auch konservative Gemeinden, die sich von Schicksalen berühren lassen. Gleichzeitig herrscht oft die Meinung vor, Armut werde doch nur herbeigeredet. Gemeinden verweisen auch auf den Spruch «Den

Letzten beißen die Hunde». Einige sind jedenfalls in einer schwierigen Situation, weil sowohl der Bund als auch die Kantone die Bewältigung der Armut gerne auf sie abwälzen. Es wäre deshalb wichtig, einen Ausgleich zu schaffen und materielle Armut als gesamtgesellschaftliche Verantwortung zu betrachten. Und die Gemeinden sind gut beraten, mehr für die soziale Integration zu unternehmen. Denn sie fördert den gesellschaftlichen Zusammenhalt.

Ist es wissenschaftlich belegt, dass es sich für die Gemeinden finanziell lohnt, Armut präventiv zu bekämpfen, anstatt sie nur zu verwalten?

Ja, dazu gibt es Studien. Soziale Ausgaben und gute Beratungen haben eine hohe Wertschöpfung. Sie verbessern die Gesundheit, was Kosten senkt. Und sie schaffen Arbeitsplätze, etwa über Mieten und Konsum. Meistens bringen gezielte Qualifikationen höhere Einkommen mit sich. Aber leider fehlt bei den Behörden etwas der Blick dafür. Eine Nachbarin von mir, eine alleinerziehende Coiffeuse, wollte sich zur Visagistin weiterbilden lassen, für 5500 Franken. Von der Sozialhilfe erhielt sie die Summe nicht. Aber sie konnte das Geld für die Ausbildung privat auftreiben. Jetzt braucht sie keine Unterstützung mehr, weil sie mehr verdient. Das Beispiel zeigt: Soziale Leistungen sind auch Investitionen in die Zukunft. Wer weniger Druck hat, kann zuweilen mehr Perspektiven entwickeln. Aber wir sollten Arme auch dann unterstützen, wenn es ökonomisch nicht aufgeht. Das ist eine Frage der Menschenwürde.